

Helmut Fischer
Haben Christen
drei Götter?
Entstehung und
Verständnis der Lehre
von der Trinität



Helmut Fischer
Haben Christen drei Götter?

T V Z

Helmut Fischer

Haben Christen drei Götter?

Entstehung und Verständnis der Lehre
von der Trinität

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Die Deutsche Bibliothek – Bibliografische Einheitsaufnahme
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich unter Verwendung von
Andrej Rublev, «Trinität des Alten Testaments (Die heilige
Dreifaltigkeit)», Tempera auf Holz, 142 x 114 cm, um 1411;
Tretjakov-Galerie, Moskau

Bibelzitate nach: Zürcher Bibel 2007

Druck

ROSCH-BUCH GmbH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-17497-2

© 2008 Theologischer Verlag Zürich

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der
fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der
elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben
vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Basis und Hintergrund der Trinitätslehre	7
Einführendes	7
Das Gottesverständnis Jesu	11
Die Christusbekenntnisse in den neutestamentlichen Schriften.....	13
Zwischenbemerkungen zum neutestamentlichen Kanon	32
Die Herausforderung durch das hellenistische Gottesverständnis	34
Zwischenbemerkung zum Hellenismus	40
Zwischenbemerkung zur Religion in hellenistischer Zeit	41
Das Christentum in der hellenistischen Welt	43
Klärungsversuche zur Person Jesu	51
Zur nachbiblischen Ausgangslage.....	51
Schritte zu einer Trinitätslehre	59
Von der Binität zur Trinität	77
Gibt es einen «Drang» zur Trinität?	77
Der Heilige Geist	79
Schritte zur Trinitätslehre.....	85
Die gemeinsame Basis bleibt brüchig und schmal	91

Kritische Würdigung	95
Was hat die Trinitätslehre geleistet?	95
Kritische Anfragen.....	101
Glossar	113
Zitierte Literatur	119

Basis und Hintergrund der Trinitätslehre

Einführendes

Hinweise zur Lektüre

Das Thema «Trinität» gehört zu den geistig anspruchsvollsten Kapiteln in der Geschichte der kirchlichen Lehre. Es führt aber auch an die entscheidenden Weichenstellungen und Entscheidungen in der Entwicklung des christlichen Glaubens- und Gottesverständnisses. Das Ziel lohnt den Weg in der Weise, wie der Rundblick, den der Berggipfel bietet, den Aufstieg dahin lohnt. Den Aufstieg auf den hohen Gipfel wird niemand ohne ein elementares Wissen über die Welt der Berge und ohne fachgerechte Ausrüstung bewältigen. Nach der Grundregel des «learning by doing» habe ich das nötige Grundwissen in die hier bevorstehende Bergwanderung so integriert, dass Sie es dort, wo es nötig sein wird, bereits zur Verfügung haben. Die fachgerechten Ausrüstungsstücke sind bei unserer Tour einige unumgängliche Fachbegriffe, ohne die manche Passagen nicht oder nur mit großen Mühen zu nehmen wären. Sie müssen diese Ausrüstung aber nicht bereits vom Basislager als schweren Ballast mitschleppen. Was Sie davon brauchen werden, das wird Ihnen dort, wo es erforderlich ist, nachgereicht, also ebenfalls zur Verfügung gestellt. Sie müssen als Leser den Gipfel nicht an einem Tag erstürmen. Die einzelnen Abschnitte sind so geschrieben, dass Sie auch in zeitlichem Abstand gelesen werden können und dennoch verständlich bleiben. Dafür wurden einige Wiederholungen in Kauf genommen. Die schwierigsten Fachbegriffe werden in einem Glossar noch einmal erklärt.

Klärung tut not

Das Wort «Trinität» steht für das christliche Verständnis Gottes. Aber dieses Wort dürfte auch in seiner deutschen Fassung als «Dreieinigkeit» oder «Dreifaltigkeit» für die meisten Zeitgenossen seinem Inhalt nach ein Fremdwort sein. Selbst die regelmäßigen Gottesdienstbesucher werden damit nur wenig Konkretes verbinden, obwohl sie doch das Bekenntnis zum Dreieinigen Gott als dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist in jedem Gottesdienst mitsprechen. Theologische Lehrbücher, Katechismen und liturgische Texte aller Konfessionen stellen demgegenüber unbeeinträchtigt und übereinstimmend fest, dass die «Trinitätstheologie gesicherter theologischer Bestand aller Konfessionen ist» (Breuning, 524). Katholisch: «Das trinitarische Bekenntnis ist ... *die* Kurzformel des christlichen Glaubens und die entscheidende Aussage des christlichen Glaubensverständnisses» (Schneider I, 53f). Evangelisch: «Christliche Gotteslehre ist prinzipiell Trinitätslehre» (M. Barth, 272). Orthodox: «Für die orthodoxe Kirche ist die Dreifaltigkeit das unerschütterliche Fundament allen religiösen Denkens, aller Frömmigkeit, allen geistlichen Lebens, aller mystischen Erfahrung» (Larentzakis, 41). Generell gilt: Die Trinitätslehre ist «Bestandteil des christlichen Grundkonsenses» (Breuning, 521).

Wie aber kann es sein, dass der von den Theologen behauptete Kern des christlichen Glaubens den Gläubigen so gänzlich unverständlich bleibt? Es ist keine Erklärung, wenn der katholische Erwachsenen-Katechismus feststellt: «Dieses Bekenntnis zum Dreieinigen Gott ist ein tiefes Geheimnis, das kein erschaffener Geist von sich aus zu entdecken oder jemals zu begreifen vermag» (KEK, 85). Nun

ist es durchaus kein Geheimnis, sondern gesicherte historische Erkenntnis, dass die Trinitätslehre nicht als unverständlicher Fremdkörper vom Himmel gefallen ist, sondern das Ergebnis einer Jahrhunderte währenden Denkbemühung darstellt. Was Menschen wann immer mit guten Gründen so und nicht anders formuliert haben, das muss bei einigem historischen Bemühen für alle Nachfolgenden auch nachvollziehbar sein. Sonst wäre der oft geäußerte Verdacht begründet, dass eine verstiegene theologische Spekulation nachträglich zum nicht befragbaren Geheimnis hochstilisiert worden ist, um sie der kritischen Nachfrage zu entziehen.

Nicht nur Christen, sondern auch Juden und Moslems scheinen mit der Trinitätslehre Schwierigkeiten zu haben. Das Christentum versteht sich zusammen mit dem Judentum und dem Islam als streng monotheistischer Gottesglaube. Aber Juden und Moslems sehen in der christlichen Trinitätslehre eine Lästerung dieses einzigen Gottes und den Abfall der Christen zur Vielgötterei. Dazu heißt es in der Sure 5,21f (nach Paret): «Ungläubig sind diejenigen, die sagen: Gott ist einer von Dreien ..., eine schmerzhaft Strafe wird sie treffen.» Sprechen die Christen wirklich von drei Göttern?

Atheisten und Agnostiker wollen in der Trinität «eine höchst seltsame multiple Persönlichkeitsstörung» sehen. Diese Beurteilung sagt nichts über den Sinn der Trinitätslehre; sie sagt aber sehr viel über den geistigen Horizont dessen, der zu diesem Urteil kommt. Nicht jede Aussage ist schon deshalb sinnlos und absurd, weil sie im Rahmen der eigenen Denkvorgaben und Sprachmöglichkeiten keinen Sinn ergibt. Diese Schrift möchte auch jenen zu einem historisch angemessenen Verständnis der Trini-

tätslehre helfen, die sich, durch wessen Schuld auch immer, bisher damit schwertaten.

Die religionsneutrale Auskunft von Kröners «Wörterbuch der Religionen» zur Trinität lautet so: Unter Trinität versteht man «die Einheit der drei göttlichen Personen im Christentum, Vater, Sohn und Geist» (Bertholet, 624). So zutreffend die Definition sein mag; die Fragen aber, wie diese drei göttlichen Personen in der Einheit des göttlichen Wesens gedacht werden können, bleiben ohne Antwort. Geheimnis, Rätsel, Spekulation, Zahlenspiel, Missverständnis? Klärungsbedarf – so scheint es – besteht allseitig und in vielfacher Hinsicht; vorab bei Christen selbst, aber nicht minder nötig bei Skeptikern und Gegnern des christlichen Glaubens und schließlich bei den Angehörigen anderer Religionen, die den christlichen Glauben seinem Selbstverständnis gemäß verstehen möchten.

Was ist von diesem Text zu erwarten?

Mit welchem Ziel und wie soll hier das Thema «Trinität» in den Blick genommen werden? Zunächst sei gesagt, was der Leser nicht zu befürchten hat. Wenn wir davon ausgehen müssen, dass die Trinitätslehre in langwierigen Klärungsprozessen auch unter dem Einfluss der vielfältigen geistigen Strömungen der ersten Jahrhunderte entstanden ist, so verbietet es sich, diese Trinitätslehre als die von Gott vorgegebene Voraussetzung für den christlichen Glauben zu nehmen und bereits den Weg, der zu dieser Trinitätslehre führte, im Licht des fertigen Denkmodells als theologisch notwendig auszulegen. Zirkelschlüsse dieser Art bringen keinen Erkenntnisgewinn; sie dienen lediglich dazu, die eigenen Vorgaben zu bestätigen. Unterbleiben soll

auch der klassische Weg, nämlich das Nichtdenkbare durch Vergleiche denkbar zu machen und so als denknötwendig zu erweisen. Das entspräche dem absurden Vorhaben, ein Wunder dadurch retten zu wollen, dass man es wegerklärt.

Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, wie es dazu gekommen ist, dass sich aus der Vielfalt der biblischen Christuszeugnisse ein Gottesverständnis aufgebaut hat, das so schwer nachvollziehbar ist, dass es sich uns als «tiefstes göttliches Geheimnis» darstellt. Es wird dabei nach den kulturellen Notwendigkeiten, nach den treibenden Kräften und Motiven, nach den kulturellen, religiösen, politischen und sprachlichen Bedingungen zu fragen sein, die bei der Ausformung der Trinitätslehre eine Rolle gespielt haben. Geistige Entwicklungen laufen selten geradlinig zu einem Ziel hin. Die Klärungsprozesse zur Gottesfrage innerhalb der Christenheit beanspruchten vier Jahrhunderte. Wir müssen hier nicht in alle Seitenarme und Sackgassen der Diskussion hineinleuchten, sondern können uns darauf beschränken, die in der Rückschau als wesentlich erkennbaren Positionen, Grundgedanken und Weichenstellungen herauszuarbeiten, die zur Trinitätslehre hinführten.

Das Gottesverständnis Jesu

Der Charakter unserer Quellen

Von Jesus selbst haben wir keine schriftlichen Zeugnisse. Wie er sich selbst und wie er sein Verhältnis zu Gott verstanden hat, das können wir nur aus den Texten des Neuen Testaments ermitteln. Diese aber sind durchweg Christuszeugnisse aus der Sicht des österlichen Glaubens. Das

heißt, die neutestamentlichen Texte zeichnen nicht den historischen Jesus, sondern sie bekennen den auferstandenen Christus, der sich seit Ostern im Leben von Menschen als lebendig erwiesen hat. Von dieser Sicht der nachösterlichen Gemeinden ist das Bild des historischen Jesus von Nazaret überformt.

Jesu Gottesverständnis bleibt im Rahmen des Judentums

Eine Analyse der neutestamentlichen Texte ergibt keine Anhaltspunkte dafür, dass Jesus in irgendeiner Weise von dem strengen monotheistischen Gottesverständnis seiner Religion abgewichen wäre. Als historisch verbürgt darf gelten, dass Jesus für Gott vorzugsweise die Bezeichnung «Vater» oder «Abba» wählte. Für jüdische Gläubige war es nicht ungewöhnlich, Gott als Vater zu bezeichnen. Das geht noch nicht über das jüdische Selbstverständnis hinaus. Denn Israel kannte das Wort, das Mose vor dem Auszug an den ägyptischen Pharaon ausrichten sollte: «So spricht der HERR: Israel ist mein erstgeborener Sohn. Und ich habe dir gesagt: Lass meinen Sohn (d.h. das Volk Gottes) ziehen, damit er mir diene» (Ex 4,22f). Als Angehörige des erwählten Volkes konnten alle Israeliten Gott ihren Vater nennen und sich als seine Kinder verstehen. Es gehört zum kollektiven Bilderschatz des Judentums, «dass Gott Vater ist und wie eine Mutter handelt» (Theißer 96, 458). Wenn Jesus sogar das familiäre aramäische Wort «Abba» verwendet, das etwa unserem «Papa», «lieber Vater» entspricht, so könnte sich darin sein besonders enges Verhältnis zu Gott ausdrücken. So sagt er in seinem Gebet im Garten Getsemani: «Abba, Vater, alles ist dir möglich. Lass diesen Kelch an mir vorübergehen!» (Mk 14,36).

Jesus setzt sich Gott nicht gleich

Als unwahrscheinlich gilt es, dass Jesus sich in einem herausgehobenen Sinn als «der Sohn» verstand. In dem Satz «Alles ist mir übergeben worden von meinem Vater ...» (Mt 11,27) drückt sich bereits die spätere Deutung Jesu durch die Gemeinde aus. Vom historischen Jesus könnte hingegen das Wort aus den Texten über die Endzeit stammen: «Jenen Tag oder jene Stunde kennt niemand, ... der Sohn nicht, nur der Vater» (Mk 13,32). Jesus sagt hier sehr deutlich, dass Vater und Sohn nicht das gleiche Wissen haben, also auch nicht identisch sind. Dieser Satz hat späteren Auslegern viel Kopfzerbrechen bereitet, weil er wie eine Sperre gegen alle Versuche dasteht, Gott und Jesus gleichzusetzen.

Die Christusbekenntnisse in den neutestamentlichen Schriften

Am Anfang steht die Vielfalt

Bei der Lektüre biblischer Texte muss uns bewusst sein, dass wir keine direkten Quellen von Jesus haben, sondern nur Quellen über ihn. Diese Quellen über ihn sind keine neutralen biographischen Notizen aus der Feder distanzierter Beobachter, sondern allesamt Zeugnisse und Bekenntnisse von Christen der nachösterlichen Gemeinde. Was uns diese Zeugnisse über den historischen Jesus und dessen Selbstverständnis sagen, das ist also bereits «gedeutete Geschichte». Diese Texte wollen nicht einfach dokumentieren, wer der historische Jesus von Nazaret war; sie bezeugen

gen vielmehr, was der lebendige Jesus für unser Leben bedeutet.

In die neutestamentlichen Schriften sind die Bekenntnisse und Zeugnisse vieler unterschiedlicher Menschen und unterschiedlicher regionaler Traditionen eingegangen. Deshalb begegnen uns auch recht unterschiedliche Versuche, die Bedeutung Jesu zum Ausdruck zu bringen. Am Anfang finden wir daher eine große Vielfalt von Bekenntnissen zu Christus und nicht eine gemeinsame Formel. Ein gemeinsames Christusbekenntnis war erst das Ergebnis langwieriger Denkbemühungen.

Die Hoheitstitel Jesu

Die Menschen, die dem Ausdruck geben wollten, was Jesus für sie bedeutete, griffen ganz unbefangen auf die Bilder, Metaphern, Symbole und Gottesprädikate zurück, die ihnen in ihrer Religion und Kultur vertraut waren. In der jüdischen Kultur sah man in Jesus einen Propheten, den Gottesknecht oder das Opferlamm, einen Nachkommen König Davids, den Sohn, den Hohepriester, den erwarteten Menschensohn und den Messias. Da die Christusbotschaft sich sehr schnell über die Grenzen der jüdischen Kultur hinaus in die religiös vielgestaltige Welt des Römischen Reiches ausbreitete, kamen einige der jüdischen Welt fremde Bezeichnungen für Jesus hinzu. Im Bereich der vielen Religionen und Philosophien des Römischen Reichs verglich oder identifizierte man Jesus mit religiösen Gestalten und religiös-philosophischen Größen der eigenen Kultur wie z.B. mit dem Logos, der das Prinzip allen Seins und das Göttliche in mancherlei Gestalt verkörperte. Mit der Bezeichnung «der Herr» drückte man aus, dass er über

Königen und Kaisern stand. Man sah in ihm einen Heilsbringer/Sotér, eine Erlösergestalt, die im Mittelpunkt vieler Mysterienkulte stand. Darauf muss hier nicht im Einzelnen eingegangen werden.

Der Titel «Sohn»

Für die Ausformung des Gottesverständnisses sollte die Bezeichnung «Sohn» im Sinne von «Sohn Gottes» eine zentrale Rolle spielen. In der Bibelwissenschaft besteht weithin Einigkeit darüber, dass Jesus sich niemals selbst in einem herausgehobenen Sinn als Sohn Gottes bezeichnet hat. Seine Jünger haben das vor Ostern wohl auch nicht getan. In den Evangelien finden wir eine Szene, in der Jesus seine Jünger fragt: «Für wen haltet ihr mich?» (Mk 8,29). Petrus antwortete: «Du bist der Christus/der Messias.» Im Matthäusevangelium, das Jahrzehnte nach dem Markusevangelium entstanden ist, wird hinzugefügt: «... der Sohn des lebendigen Gottes!» (Mt 16,16). Diese Szene wurde freilich aus der Sicht der nachösterlichen Gemeinde geformt und sie gibt daher das Jesusverständnis der nachösterlichen Gemeinde wieder.

Was aber ist unter «Sohn» zu verstehen? Für uns scheint das eindeutig zu sein. Mit «Sohn» bezeichnen wir die biologische Herkunft eines Menschen von bestimmten Eltern. Das galt in Palästina natürlich auch. Aber zur Zeit Jesu wäre es hier als Gotteslästerung gewertet worden, wenn es jemand gewagt hätte, einen Menschen als den leiblichen Sohn Gottes zu verstehen. Gerade dies scheint man aber nach dem Johannesevangelium Jesus vorgeworfen zu haben. Im Prozess gegen Jesus rufen die Juden Pilatus zu: «Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss

er sterben, denn er hat sich zum Sohn Gottes gemacht» (Joh 19,7). Demnach schien es in Israel als gotteslästerliches und damit als ein todeswürdiges Verbrechen zu gelten, sich selbst oder jemanden zu Gottes Sohn zu erklären. Nun haben wir aber auch das Bekenntnis des Petrus: «Du bist der Sohn des lebendigen Gottes.» Diese Äußerung hat offenbar nicht die mindeste Reaktion der Empörung ausgelöst. Daraus ist zu schließen, dass Jesus auch von der nachösterlichen Gemeinde in Palästina nicht als leiblicher Sohn Gottes verstanden wurde, sondern in jenem übertragenen Sinn, der jüdischen Menschen vertraut war.

«Sohn Gottes» im jüdischen Verständnis

Es gehörte zum Selbstverständnis des Volkes Israel, sich selbst als Sohn Gottes zu verstehen. Beim Propheten Hosea lesen wir: «Als Israel jung war, habe ich es geliebt, und ich rief meinen Sohn (Volk) aus Ägypten» (Hos 11,1). Diese Sohnschaft wurde freilich nie biologisch verstanden, sondern metaphorisch. Im Bild vom engen Verhältnis zwischen Vater und Sohn wird das enge Verhältnis zwischen Jahwe und seinem Volk zum Ausdruck gebracht. Zu diesem engen Verhältnis hat sich Israel allerdings nicht von sich aus entschlossen. Israel weiß sich vielmehr von Jahwe zum Sohn erwählt. Diese Erwählung durch Jahwe macht das Volk Israel zum Sohn Gottes und die Angehörigen dieses Volkes zu Söhnen und Töchtern Gottes. «Bring meine Söhne aus der Ferne und meine Töchter vom Ende der Erde» (Jes 43,6).

Die gleiche Denkfigur der Erwählung zum Sohn Gottes begegnet uns auch an anderer Stelle. Der Prophet Natan wird von Gott mit einer Botschaft an König David beauf-

trägt. Sie lautet: «Geh, und sage zu meinem Diener, zu David: Ich werde ihm Vater sein, und er wird mir Sohn sein» (2Sam 7,5.14). Diese göttliche Erwählung soll auch für alle Nachkommen Davids auf dem Königsthron gelten. Jeder einzelne König aus dem Hause David wird durch einen Akt der Inthronisation zum Sohn Gottes. In Psalm 2 ist uns die entscheidende Formel dieses Rituals zur Thronbesteigung erhalten. Sie lautet: «Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt» (Ps 2,7). Auch hier ist nicht von einer leiblichen Herkunft oder von einer göttlichen Natur aufgrund göttlicher Herkunft die Rede, sondern von dem Auftrag und von der Vollmacht, im Amt des Königs den Geist des göttlichen Vaters zu verwirklichen. Der König wird durch eine Art Adoption in sein Sohnesamt eingesetzt, damit er das erwählte Volk heil durch die Fährnisse der Geschichte führt.

Die Denkfigur, den König als Sohn Gottes zu verstehen, ist von Israel nicht erfunden, sondern bereits vorgefunden worden. In der viel älteren Kultur Ägyptens galt der jeweilige Pharao als der Sohn des (Sonnen-)Gottes, und zwar von diesem physisch gezeugt und von der Königsmutter zur Welt gebracht. Diesen Gedanken einer leiblichen Abstammung von Gott hat Israel bewusst ausgeschlossen. David und seine Nachfolger auf dem Königsthron werden zu Söhnen Gottes nicht durch leibliche Zeugung; sie werden durch das Wort Gottes als Gottes Söhne eingesetzt. Kurz gesagt: Nach alttestamentlichem jüdischen Verständnis wird man zum Sohn Gottes durch Adoption. Das gilt für das Volk ebenso wie für die Könige. Der Gedanke, dass ein Sohn Gottes im leiblichen Sinn von göttlicher Art sein könnte, ist traditioneller jüdischer Denkweise fremd, ja unvorstellbar.

Die jüdische Sohn-Gottes-Vorstellung im Neuen Testament

Im *Markusevangelium*, dem ältesten und ersten Evangelium, beginnt die Geschichte Jesu mit dessen Taufe. Dort lesen wir: Als Jesus nach seiner Taufe durch Johannes aus dem Jordan stieg, da tat sich der Himmel auf und der Geist Gottes senkte sich – wie eine Taube herabsteigend – in ihn hinein und aus dem Himmel erscholl eine Stimme: «Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen» (Mk 1,11). Dieser Vorgang entspricht dem Einsetzungsritual der Könige Israels. Im Lukasevangelium wird in der Taufgeschichte von einem Textzeugen sogar die Formel aus diesem Ritual hinzugefügt: «Mein Sohn bist du. Heute habe ich dich gezeugt.» Die Taufgeschichte sagt: Jesus wird nach seiner Taufe von Gott als Sohn adoptiert, als Sohn Gottes ausgerufen und für seinen Auftrag mit Gottes Geist erfüllt. Dabei ist als selbstverständlich vorausgesetzt, dass Jesus wie jedes andere Menschenkind menschliche Eltern hat. Im Markusevangelium gibt es keinen Hinweis, der etwas anderes nahelegte. Das lässt darauf schließen, dass zu Jesu Herkunft auch 75 Jahre nach seiner Geburt nichts Erwähnenswertes zu berichten war.

Die unterschiedlichen Stammbäume Jesu in den Evangelien des Matthäus und Lukas, die beide zu Josef führen, sind daraufhin angelegt, Jesus über Josef als einen Nachfahren Davids zu erweisen. Denn dem Hause David gilt die Natan-Verheißung: «dein Thron soll allezeit fest stehen» (2Sam 7,16). Hier spielt die Vaterschaft Josefs geradezu die Schlüsselrolle im Beweisgang. Lukas leitet den Stammbaum sogar mit dem Satz ein: «Und er, Jesus, war etwa dreißig Jahre alt, als er zu wirken begann. Er war, wie man annahm, ein Sohn des Josef» (Lk 3,23).

In den Briefen des Apostels Paulus finden wir zwei Hinweise zur genealogischen Herkunft Jesu. Im Brief an die Galater, den der Apostel etwa im Jahr 52 schrieb, sagt er: «Als sich aber die Zeit erfüllt hatte, sandte Gott seinen Sohn, zur Welt gebracht von einer Frau» (Gal 4,4). Den Namen der Mutter Jesu nennt er gar nicht oder er kennt ihn vielleicht nicht. Besonderheiten seiner Herkunft oder seiner Geburt erwähnt er nirgendwo. Im Brief an die Römer, der aus dem Jahr 55/56 stammt, spricht Paulus von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, «der nach dem Fleisch aus dem Samen Davids stammt» (Röm 1,3), d.h. geboren als leiblicher Sohn des David-Nachkommen Josef. 25 Jahre nach Jesu Tod ist Paulus von einer anderen als menschlichen Herkunft Jesu, und zwar aus dem Hause David, offenbar nichts bekannt.

«Sohn Gottes» im Verständnis der hellenistischen Kultur

Die Botschaft von Jesus, dem Sohn Gottes, ist schon wenige Jahre nach Jesu Tod über die Grenzen der jüdischen Welt in die religiös vielgestaltige Welt des großen Römischen Reichs gedrungen. Wenn die Menschen, die in den Traditionen der hellenistischen Kultur lebten, von einem Sohn Gottes hörten, so verbanden sie damit ganz andere Vorstellungen als die Juden das taten. Wo die alten griechischen Göttererzählungen noch lebendig waren, da wusste man, dass z.B. der Gottvater Zeus mit vielen Menschenfrauen Kinder hatte (z.B. Herakles, Hermes, Dionysos u.v.a.m.). Auch herausragende Männer der Antike wie z.B. die Philosophen Pythagoras und Plato galten als leibliche Söhne des Gottes Apoll. Menschen der hellenistischen Kultur verstanden unter einem Sohn Gottes ganz unbefangen

und selbstverständlich den leiblichen Sohn eines Gottes und einer menschlichen Frau.

Von vielen dieser Göttersöhne wurden Besonderheiten im Zusammenhang mit der Geburt erzählt. Alexander der Große, der als Sohn des Göttervaters Zeus galt, wurde von seiner jungfräulichen Mutter durch einen himmlischen Blitz empfangen. Die Mutter des Kaisers Augustus soll im Apollo-Tempel von einer Schlange, dem heiligen Tier dieses Gottes, heimgesucht worden sein. Laotse wurde von einer Götterjungfrau empfangen, als sich eine Sternschnuppe auf ihren Lippen niederließ. Selbst Plato wurde für den Sohn einer Jungfrau gehalten.

In den meisten Kulturen der Alten Welt findet man das Denkmodell, wonach das Außerordentliche eines Menschen dadurch ausgedrückt wird, dass man ihn als Sohn eines Gottes und einer menschlichen Frau, oft einer Jungfrau, versteht. Die Geschichten zeigen allein schon durch ihre phantasievolle Vielfalt, dass sie nicht als Mitteilung über genealogische oder gynäkologische Fakten gelesen werden wollen, sondern als poetische Hinweise auf das Besondere einer Person.

Spuren hellenistischen Denkens im Neuen Testament

Das hellenistische Verständnis eines Gottessohnes hat sich auch in den Evangelien des Matthäus und Lukas niedergeschlagen. Das ist nicht verwunderlich, da beide Evangelien außerhalb Palästinas in hellenistischem Umfeld verfasst wurden, und zwar für Menschen, die selbst außerhalb Palästinas lebten. Das Matthäusevangelium entstand zwischen 80 und 100 in Syrien, das Lukasevangelium wurde um etwa 90 von einem ehemaligen Heiden in einer der gro-